

LK 775 m. Nekr M 0085  
Hdb. 3. Herrn Prof. A. Schweizer



# Henriette von Muralt-Hirzel.

«Reif sein, ist Alles».

*Shakespeare.*

Als Familien-Manuskript gedruckt.



Zürich

Druck von J. J. ULRICH IM BERICHTHAUS

1883.

J. 654

J. J.



# Henriette von Muralt-Hirzel.



« Reif sein, ist Alles ».

*Shakespeare.*



Als Familien-Manuskript gedruckt.

*Henriette Hirzel*, geb. den 18. Oktober 1812, vierte Tochter des Herrn Heinrich Hirzel, Oberst der Zürch. Artillerie, und der Frau Anna Schinz, verlor ihre Mutter schon im 10. Jahre und wurde mit wahrhaft mütterlicher Fürsorge an deren Stelle geleitet durch ihre älteste Schwester Elisabetha, die, 10 Jahre älter, durch ihre hohe Bildung, edlen Geist und ächte freie Religiosität höchst wohlthätig auf das jugendliche Gemüth der jüngsten Schwester einwirkte, welch intimes Verhältniss bis zu deren Tod 1855 sich erhielt und höchst wohlthätig in gegenseitiger Beziehung wirkte. Diese gegenseitigen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen waren so offen und frei, dass die Jüngere diese Schriften zwar sorgfältig für sich aufbehielt, aber die Verordnung hinterliess, dass solche ungelesen nach ihrem Tode sogleich sollen verbrannt werden. Im Nachlass der ältern Schwester fand sich nichts von diesen Correspondenzen. Ihre Kinderjahre verbrachte sie vorherrschend in dem stillen Familienleben mit ihrem Vater, der sie öfter in seiner Chaise spazieren führte, sonst aber gerne sah, wenn sie allein oder mit ihren nächsten Gespielinnen sich in dem schönen Garten bewegte, sich am Klavier und mit Singen übte, den öffentlichen Konzerten mit ihm beiwohnte, mit den Tanzgenossen zuweilen einer einfachen Tanzbelustigung « auf dem Schnecken » bei-

wohnte, daher ihr bis in spätern Jahren die Freude an der Musik und Gesang, sowie am unschuldigen Tanze blieb; sie regte durch ihr Beispiel die Kinder und Enkel, die dafür empfänglich waren, zur Musik an und verschönerte dadurch die so freundlichen Familien-Abende.

Anno 1827 kam sie für 2 Jahre in das von der Grossherzogin Stephanie gegründete und von Frau von Schenkendorf geleitete Institut in Mannheim, in welchem ihre 3 ältern Schwestern ebenfalls ihre Bildung erhalten hatten. Mit dieser Vorsteherin trat sie bald in ein so intimes Verhältniss, dass sie dieselbe als ihre Pflegemutter betrachtete und ihr auch nach dem Austritt aus der Anstalt 1829 ihre intimsten Angelegenheiten mittheilte, ihren Rath einholte und unausgesetzten Briefwechsel mit ihr unterhielt, auch nachdem Frau von Schenkendorf wegen Altersschwäche das Institut verliess und zu ihrer Tochter nach Koblenz zog, bis zu deren Tod 1844. Es ist dies eine charakteristische Erscheinung, dass eine Vorsteherin eines so zahlreich besuchten Institutes Zeit, Musse und Willen findet, selbst einer längst ausgetretenen Tochter fortwährend 6- und 8- seitige Briefe zu schreiben und dies bei zunehmender Altersschwäche und leidenden Augen bis zu ihrem Tode auf so erhebende, wohlthätig auf Geist und Gemüth wirkende Weise zu thun. Leider besitzen wir die Briefe an Frau von Schenkendorf nicht, aber aus ihren Antworten lässt sich entnehmen, mit welch' offener, liebenswürdiger Vertraulichkeit die geheimsten Gedanken der Tochter der Pflegemutter vorgelegt wurden, und wie diese auf dieselbe Weise antwortete.

Von den Freundinnen aus der Institutszeit sind besonders viele Briefe vorhanden, von Fräulein Henriette Schultz von Coeln, die nicht genug die theure Freundin stets zu Mittheilungen auffordern kann.

Ebenso von Frau Emilie Bassermann, geb. Karbach; diese wurde zugleich mit Henriette Hirzel vom Vater der Erstern, Herrn Pfarrer Karbach, im Institut unterrichtet und konfirmirt und als ihr Mann später als Deputirter im Frankfurter Parlament enttäuscht, dann melancholisch und zum Selbstmord getrieben wurde, so ist der Briefwechsel der Freundinnen über diese Erlebnisse erhebend, und die positiv religiöse Richtung beider so mild und schonungsvoll urtheilend über die rationalistisch leere, zur Verzweiflung treibende Auffassung von Bassermann. Mit der Geheimrätthin Maria v. Wangenheim, geb. v. Aichner in Berlin, unterhielt sie bis an's Ende intime Korrespondenz, obgleich dieselbe sehr strenge Katholikin war, mit gegenseitig vollständigem Verständniss.

Alle diese drei Institutsfreundinnen besuchten die Freundin in Zürich zu wiederholten Malen und verweilten oft in ihrem heimeligen Kreise.

In den ersten Tagen des Jahres 1832 feierte sie die Verlobung mit Dr. Med. Leonhard von Muralt, der 2 Monate vorher von seiner Universitäts- und Reisezeit (5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahre) zurückgekehrt war und als ihr Vetter und Taufpathe ihres Vaters häufigen Zutritt in's Haus hatte, so dass sie sich auf solche Weise geistig und gemüthlich besser kennen lernen konnten, als dies gewöhnlich der Fall ist.

Am 4. Juni 1832 feierten sie ihre Hochzeit in Meilen, wurden kopulirt von Herrn Hans Meyer, einem intimen Freunde des Doktors, der aber schon am 4. Januar 1834 starb. Dessen Braut, Emilie Spöndli, später verheirathet mit Dr. Ith in Bern, war bis zu ihrem Ende als intime Freundin in stetem Briefwechsel, der kaum traulicher gedacht werden kann.

Die Hochzeitsreise wurde nach damaliger Weise im eigenen Wagen mit Extrapostpferden gemacht, über den Splügen nach Mailand, durch die Lombardei nach Venedig, wo ihr die verfallenen Paläste und die gar so zahlreichen kostbaren Kirchen traurigen Eindruck machten. In Triest hielt sich das junge Paar eine Woche lang auf der Villa des Oheims des Gatten, Herrn Joh. Cloëtta-von Muralt, auf und genoss beim schönsten Wetter die Freuden des traulichen Familienlebens. Durch Tyrol gings dann zurück nach St. Gallen, um die Schwester Regula Finsler und ihre Familie zu besuchen und sich dann in Winterthur durch die treu besorgten Eltern abholen und in das neue Hauswesen einführen zu lassen.

Hier entwickelte sich nach und nach die früher als «gutes Kind» Bezeichnete zur wackern, tüchtig ordnenden Hausfrau, liebenden und geliebten Gattin, treuen, aufopfernden Mutter, und als ihr Vater anno 1843/4, an Gehirnerweichung leidend, die Sprache verlor, heftig, ja böse und unbehülflich wurde, so dass er einen männlichen Abwart haben musste, stand sie ihm stets mit der liebevollsten Hingebung bei bis zu seinem Tode, unterstützt von dem in der oft so schwierigen Behandlung solcher Kranken erfahrenen Gatten.

Vom Frühjahr 1844 her schleppte sie einen Husten, als aber dann ihr Gatte selber von schwerer Krankheit befallen wurde, hatte sie nicht mehr Zeit an sich zu denken, sondern Tag und Nacht nur ihren Mann zu warten und dann mit ihm im Heinrichsbad sich zu erholen und zu kräftigen. Diese für beide so wichtige Lebensperiode beschreibt sie in ihrem Nachlasse ausführlich und mit besonderem Interesse. In diesen für ihren Leonhard aufgesetzten Lebensnotizen äussert sie schon in den Dreissiger-Jahren und wiederholt später die Besorgniss, dass sie früh sterben werde, vor welchem Gedanken sie nur deswegen erschrecke, weil sie noch zu sündlich und unvorbereitet sei und besonders, weil sie ihren lieben Mann und ihre Kinder verlassen müsste, in deren Besitz ja ihr ganzes und volles, reines Glück bestehe. Diese Notizen setzte sie bis in's letzte Jahr ihres Lebens fort und machte darin ihre Anordnungen selbst bis auf die kleinen Geschenke als Andenken an die 20 verschiedenen Enkel.

Von den 9 ihr geschenkten Kindern wurden ihr 3 Mädchen, das dritte, vierte und fünfte Kind, durch den Tod entrissen, erstere zwei schon in zartem Alter, letzteres als vierjährig; der Verlust dieses so geistig und gemüthlich entwickelten und körperlich so schönen Kindes Jenny schmerzte sie um so eindringlicher, da sie des Vaters Trauer um den herrlichen Liebling tief mitempfand; sie fasste einen Nachruf an Jenny ab, von wahren Gottvertrauen und Ergebung geleitet. Der sorgfältigsten Erziehung besonders in gemüthlicher und religiöser Hinsicht der ihr gebliebenen sechs Kinder,



zwei Mädchen und vier Knaben, widmete sie ihr Leben und dieses ihr Wirken war von dem lohnenden Erfolge gekrönt, dass bei ihrem Tode sie alle ihre Kinder moralisch und zufrieden, in ihrem Wirkungskreise thätig und glücklich und auch in körperlicher Beziehung wohlbehalten zurücklassen und daher so ruhig scheiden konnte.

Bei der Erziehung aller Kinder stimmte sie völlig ihrem Manne bei, dass der erste Religionsunterricht bis nach der Confirmation, zwar durchaus nicht pietistisch, aber streng positiv sein solle und dass dann nachher jedem einzelnen seine religiöse Entwicklung durch seine Lebenserfahrungen sich zu bilden überlassen werde, immerhin in der Hoffnung, dass das Vorbild der Eltern durch häusliches Gebet und Besuchen des öffentlichen Gottesdienstes (besonders Alexander Schweizer und später Furrer) wohlthätig auf die Kinder wirken werde.

Als die Geisteskräfte ihres Vaters abnahmen und es sich darum handelte, die Besitzung zum Garten zu übernehmen, so fühlte sie sich überglücklich, als ihr Mann mit pecuniärer Hilfe seines Vaters sich bereit erklärte, diese anfänglich bedeutende Last über sich zu nehmen, denn aus ihrer Geburtsstätte, an die sich so viel Freudiges knüpfte, scheiden zu müssen, wäre ihr ein peinlicher Gedanke gewesen. Grossen Genuss fand sie an der Besorgung des Gartens und wusste Kindern und Freunden stets Freude zu machen mit einem Blumenstrauss oder einem Körbchen Früchte oder gar der eigenen Trauben. Für die vielen ihr empfohlenen Armen hatte sie stets ein zart fühlendes, theilnehmend helfendes Herz, aber nie gab sie Gaben ohne genaue Erkundigung

und sicher der passenden Verwendung. Den Ertrag ihres sorgfältig gepflegten Sparhafens verwendete sie ganz im Dienste wohlthuerender Menschenliebe. In dem durch die Zürcher Freimaurer gegründeten Schwesternverein zur Unterstützung armer Wöchnerinnen war sie von Anfang an in der Vorsteherschaft und galt lange, obgleich sie den Namen nicht haben wollte, für die Präsidentin desselben; in den letzten Lebensjahren wurde ihr diese Arbeit zu mühsam und sie trat dieselbe an die Frau ihres ältesten Sohnes, Frau Julie von Muralt-Gysi, ab.

Den 4. Juni 1857 feierte ihre ältere Tochter Betty ihre Hochzeit mit Herrn Prof. Dr. Friedrich Ernst und damit wurde die silberne Hochzeit der Eltern verbunden, ein Doppelfest, dem der kopulirende Geistliche, Herr Antistes Füssli, würdig die Weihe gab. Der vom Vater erflachte Segen des Himmels ruhte ferner auf dem Jubelpaar und auf den neu vereinten Lieben, bis am 1. Oktober 1876 der Tod die treu besorgte Tochter, Gattin und Mutter, Frau Betty Ernst, zu sich nahm, eine grosse Lücke zurücklassend. Wie glücklich fühlte sie sich, als nach und nach vier der übrigen Kinder glücklich sich verheiratheten; Leo mit Julie Gysi, Karl in New-York mit Lily Wegmann, Wilhelm mit Clotilde von Planta, und Anna mit Prof. Dr. Friedrich von Wyss. Als aber letztere ihrem Mann an den höchst ehrenvollen Ruf als Prof. ordin. in Basel folgen musste, ging ihr diese Trennung sehr nahe, die sie dadurch sich erleichterte, dass sie lebhaftere Korrespondenz mit dem geliebten Kinde unterhielt und jährlich ein bis zwei Mal einen Aufenthalt bei ihr in Basel machte. Zu einem solchen

Besuche drängte es sie noch im April 1880, von dem sie den 10. April zurückkehrte mit der Bemerkung, dass sie einen tüchtigen Schnupfen mitgebracht habe; dennoch versammelte sie Sonntag den 11. ihre Lieben zum gemeinsamen Mittagessen und zeigte den kleinen, ebenfalls hustenden Enkeln den 12. den Sechseläutenzug durch's Fenster und bewirthete selbst zum Abendbrot sämtliche Enkel. Als diese sich entfernt hatten, sagte sie: jetzt bin ich sehr müde und gehe zur Ruhe, aber wir hatten keine Ahnung, dass sie das Bett nicht wieder verlassen werde. Den 13. früh klagte sie über heftige Kopfschmerzen und grenzenlose Müdigkeit, machte Umschläge von Eau de Cologne, worauf der Kopf freier wurde, der Druck auf der Brust aber fort dauerte und oft Husten den Schlaf störte; am 14. waren blutige sputa mit Fieber und deutliche Lungenentzündung rechter Seite ohne besondern Schmerz. Dr. Ernst und Dr. Wilhelm leiteten die Behandlung. Die Nacht auf den 15. war unruhig mit copiösem Schweiss, daher eine Diakonisse zur Pflege gerufen wurde. Abends trat bis am 16. Morgens heftiges Stechen in der rechten Seite auf und Abends wiederholte sich das Stechen, während mehreren Stunden auch auf der linken Lunge, die ebenfalls entzündet erschien, und der Athem wurde mühsam rasselnd. Abends 17. verlangte sie mit den drei jungen Sohnsfrauen abwechselnd zu sprechen, indem bis jetzt ausser den Aerzten niemand zu ihr gelassen wurde, dann noch mit der Enkelin Betty Ernst. Sie sprach nur von ihnen und ihren Verhältnissen, von sich selbst hatte sie nichts zu reden, ebenso wenig zu ihrem Mann, mit dem sie alles im

Einklang wusste. Nichts plagte oder beunruhigte sie und die ganze Zeit hörte man keine Klage. Sie äusserte den Wunsch, noch mit Herrn Pfarrer Jacquard zu beten, was sogleich geschah. Am 18. früh gab sie mir noch einen freundlichen Blick, schloss dann die Augen und um 8 Uhr 20 Minuten, während des Zusammenläutens der Kirchen, erfolgte ohne Kampf der letzte Athemzug.

Die Lücke, die sie zurückliess, war gross, weil plötzlich und unerwartet, besonders für ihren Mann, der fest im Glauben stand, dass er vor ihr sterben werde. Das ruhige, in Gott ergebene Hinscheiden trug aber viel dazu bei, nebst den genauen von ihr hinterlassenen Anordnungen, Fassung und Ergebenheit zu bewirken, und den Dank gegen Gott für das 48-jährige Glück in den Vordergrund treten zu lassen, um so mehr, da das Glück der Kinder und Enkel ein seltenes genannt werden muss.

Die Leiche zeigte bis zur Einsargung ein so freundliches, zufrieden ergebenes Bild, wie wenn sie sagen wollte: trauert nicht, mir ist wohl bei dem Herrn.

Die Beerdigung fand unter sehr grosser Theilnahme mit Abdankung durch Herrn Pfarrer Pestalozzi „die Liebe höret nimmer auf“, den 21. April auf dem Familienplatz im Privatkirchhof der hohen Promenade statt, zwischen ihrer ältesten Schwester Elisabetha und dem Platze, der für ihren Gatten bestimmt ist. Seither wurde ihr eine einfache Pyramide aus Serpentin von demselben gesetzt.

Dies ist der Lebenslauf der Verewigten, wie er, vornämlich nach seinen äusseren Momenten, von der Hand des Gatten selbst aufgezeichnet worden ist. Es ist der anmuthige Umriss des still und doch mannigfaltig bewegten Lebens einer edlen Frau, die vor allem aus Gattin, Hausfrau und Mutter war und nie etwas anderes sein wollte. Es ist das herzerfreuende Bild eines glücklichen Frauenlebens, das durch harmonisches Zusammenströmen der Gunst der Umstände mit eigener innerster Gesundheit und Rührigkeit gleich segensvoll bewahrt bleibt vor unüberwindlichen Hemmnissen und aufreibenden Erschütterungen, wie vor verflachendem äusseren Glanz und Wohlleben; das unverkümmert voll und ganz aufblüht, sich entfaltet und Segen wirkt; und dies eben in um so reichere Masse, als es sich keusch in den naturgemässen Schranken der weiblichen Bestimmung hält. Und ein solches Musterbild weiblichen Wesens und Lebens wirkt ganz besonders lehrreich in unsern Tagen, da durch den Druck der socialen Verhältnisse, wie durch die Verworrenheit der Bildungsbegriffe so viele Mädchen und Frauen ihrer Natur, ihrem wahren Wesen, Wirken und Glück entfremdet werden.

In der That haben in dem Leben der Henriette Muralt-Hirzel vom Anfang bis zum Ende die Verhältnisse eine günstige Grundlage geboten für die Entwicklung eines normalen Frauenlebens. Sie wächst auf unter der Leitung eines gemüthvollen Vaters, der um so zärtlicher für sie besorgt ist, als mit der Vaterliebe die Erinnerung an die dem Kinde früh entrissene Mutter zusammenwirkt. Durch ihn werden zwei edelste Triebe geweckt und ge-

hegt: Natursinn und Freude an der Musik. Zur vollen Entwicklung des ersteren trug nun auch der Wohnsitz wesentlich bei, in That und Wahrheit ein « Garten » Gottes. Denn rings von saftigem Wiesengrün und farbigem Blumenschmuck, von lustigem Rebengerank und traulichem Wipfelrauschen war das elterliche Haus umwoben und umschlungen; hier konnte sie als ein ächtes Naturkind frei in Luft und Licht aufwachsen und gedeihen, angeschmiegt an die urewige Mutter alles Lebens. Aus dem dampfenden Wohlgeruch der Erde, aus dem freifluthenden Luftmeer, aus Sonnenglanz und Sternenschimmer konnte sie athmen und trinken jenes gesunde, ausdauernde Lebensmark, das auch dem menschlichen Mutterschooss die lebenbildende Macht verleiht, und dem mütterlichen Sinn die pflegende und erziehende Kraft. Am muntern Vogelliederschall aber bildete sich das Ohr zum Verständniss süsser Töne und Melodien, am Fruchtgewind und Blumengewirr der beschauliche Sinn und am Ausblick in die heitere Ferne der freie, unbefangene Blick des Auges wie des Geistes. Denn ringsum frei und erhöht stand das elterliche Haus und bot nach allen vier Seiten mannigfaltige Bilder der Schönheit. Da boten die südwestlichen Fenster die Rahmen des anmuthigsten Landschaftsgemäldes: ein malerisch ausgebrochenes Stück eines Sees, die blitzende Fläche eingefasst von einem terrassenförmigen grünen Gelände, aus dem wieder helle Villen und Dörfer schimmerten, lustig verstreut zwischen Aecker und Wiesen, Baumgruppen und Rebhügel, überkrönt von dunkeln Waldungen, abgegränzt von blauen Bergwänden. Das war — nur gerade die allertrübsten

Tage ausgenommen — allezeit ein Bild lachender Anmuth, und aus ihm ist wohl nicht zum Geringsten jene Heiterkeit und Freundlichkeit schon in die Kindesseele hinübergeströmt, die zeitlebens einen Grundzug, einen Zauber im Wesen der Verewigten ausmachten.

Wenn aber späterhin die « Momente im Leben » auch über sie kamen, « wo Stürme von allen Seiten auf uns toben, wo man sich fast nicht zu helfen weiss, wo man die innere und äussere Ruhe nicht zu finden weiss », — wenn jene schwersten Momente kamen, wo auch ihr sich das Menschenherz als ein kleinmüthiges und verzagtes Ding erwies: dann trat sie wol oftmals auf die freie Terrasse an der Südseite ihres Hauses und schaute hinein in die gewaltige Gruppe der Urgebirge. Und deren grosses, stilles Leuchten, ob es Abglanz der göttlichen Sonne, oder Nachschimmer des milden Mondes und aller, ihre unveränderlichen Bahnen wandelnden Gestirne war, — des Himmels und der Berge stilles, grosses Leuchten brachte die aufgeregten Wogen des Gemüthes wieder zur Ruhe, dass es versöhnt und verklärt den Glauben an die ewige Ordnung, Kraft und Erhaltung wieder spiegelte. Und das war nun die höchste, die himmlische Ruhe und Fassung, die Heiterkeit des religiösen Geistes, die der fröhlichen Munterkeit des äusseren Lebenssinnes erst die wahre Weihe verlieh im Wachsen und Werden der innern Vertiefung und Reife. Denn auch die Mahnung, nach der Reife zu ringen, das eigene Leben und Wesen zum Krystall auszugestalten, um es als ein geläutertes Ganzes, als einen Segen und ein Vorbild den lieben Angehörigen im theuren Erinnerungsgut zurückzulassen,

wenn es aus dem äusseren Ring der Lebenden ausgebrochen würde, — auch diese seelenbildende Mahnung flüsterte ihr täglich die Stimme der umgebenden Natur zu, im leisen Hinüberrauschen jener Trauerweiden, die an der jenseitigen Neigung des Hügels, an dem das irdische Heimathaus stand, die Ruhestätte der Abgeschiedenen beschatteten.

Dabei aber war's ein wohnlich Haus, worin sie als Kind gedieh, in Jungfrauenschönheit erblühte und als wackere Hausfrau und Mutter wirkte. Das war noch nicht einer der modernen Zierkasten, wo kein Fenster und keine Thüre tapfer schliesst, wo wir in unbehaglichster Weise täglich erinnert werden, dass Flüchtigkeit und Gebrechlichkeit der Stempel alles Menschenlebens und Menschenwerkes ist, dass so oft der äussere Schein den innern Halt ersetzen soll, dass wir in unserer industriellen Fieberhast nicht einmal mehr jene schöne Dauer und Beständigkeit für unser Leben festzuhalten wissen, welche uns Gott und die Natur so freundlich zugewiesen haben. Nein, das war — und ist heute noch — ein stattlich Haus, darin manche Generation wohlgeborgen im Wind und Wetter und Sturm hinauschaute und schauen wird; ein Haus mit hohem Dach und Giebel, weiten Fluren, wohlgemessenen Wohnräumen, mit Thüren und Wänden von stolzem Nussbaumholz. Hier wusste man, wie sich's in wohliger Behaglichkeit wohnt, hier war man fest abgegrenzt und umschlossen im eigenen Heim und traulichen Kreise der Lieben, hier war's eine Freude als Hausfrau zu schalten und zu walten in Küche, Keller und Schrein. Hier konnte die



Hausfrau jene Sicherheit, jene Gemüthlichkeit und Wohllichkeit, welche sie zur stattlichen Herrscherin und zur Spenderin des Behagens im eigensten Kreise macht, gleichsam aus allen Wänden einathmen. Zumal wenn noch ein sonniges Stück Erde dicht neben dem Hause zur selbsteigenen Pflanzung der Gemüse lockte. Da gab's zu wirken und zu ordnen, zu hegen und zu pflegen in Hülle und Fülle. Da war der anmuthigste Wechsel des Nützlichen mit dem Schönen, wenn sie von Kohl und Bohnen weg zu ihren Blumen hinüberwanderte; oder wenn sie an Wuchs und Pflege der Pflanzenwelt den beobachtenden, hegenden, bewahrenden und zuchtwirkenden Sinn ausbildete, der ihrer aufsprössenden kleinen Menschenwelt zum Segen für's Leben werden sollte. Also war sie denn bei aller Innerlichkeit des Lebens vor Verbildung, unthätiger Träumerei und weichlicher Sentimentalität bewahrt, für den Tod in Bereitschaft, dem Leben in Arbeit und Fröhlichkeit ergeben.

Denn der Welt und des Lebens munterem Treiben war sie nicht abgewandt. Wuchs sie doch so recht auf der Grenze zwischen Stadt und Land auf, Naturkind und Stadtkind zugleich. Oft und gern sass sie an jenen Fenstern, welche den Ausblick auf die gewerbsrührige, aufstrebende Stadt boten. Mit Freude und Stolz sah sie den Vater, dann den Gemahl und die nachwachsenden Söhne thätig am Wohl der Stadt mitwirken. Für die öffentlichen Angelegenheiten war ihr ein lebhaftes, aber die Sphäre weiblicher Anschauung nie überschreitendes Interesse erschlossen. Die Bilder beengter, ärmlicher

Verhältnisse, wie sie das städtische Leben überall aufweist, weckten den theilnehmenden, wohlthätigen Sinn, der späterhin durch die verwandte Gesinnung, wie durch den ärztlichen Beruf des Gatten noch besonders rege und thätig erhalten wurde. Die Lust des Anschauens auch für die Bilder der Menschenwelt, für Gewerb und Markt und Festgewühl lag ihrer Freude der Naturbetrachtung dicht zur Seite. Bewegte sich ein lustiger Zug vor ihren Fenstern, wenn's auch ein närrischer Mummenschanz war, sie schlich in keine trübe Kammer, in ihrem eigenen Innern gab die Saite des Humors einen lachenden Widerklang; sie brauchte kein heuchlerisches Kreuz zu schlagen; des Lebens Ernst und Weihe lag so festgeankert in der Tiefe ihres Gemüthes, durch ihre innerste Gesinnung war jeder ihrer Tage so sicher und süß in die Gemeinschaft mit ihrem Gott eingefügt, dass sie harmlos und unbesorgt die Spiegelfläche des Lebensinnes dem Wind- und Luftzug des Weltlebens zu neckischem Wellenspiel überlassen durfte.

Aber allerdings die liebste Erholung und höchste Freude war ihr immer wieder — neben der religiösen Erhebung des Gemüthes — der Genuss der schönen Natur. Von früh auf und zeitlebens kannte sie voll und ganz jene «Lust, die ohne Reue und ohne Nachweh uns entzückt». Die Tage, wo sie mit dem Vater, oder späterhin mit Gatte und Kindern einen Ausflug in Gottes freier Natur machte, blieben ihr alle bis in's hohe Alter als unvergessliche Festtage im Gedächtniss, wurden die leuchtendsten Erinnerungsblätter in ihrem Tagebuch, und die ganze feine Lebendigkeit ihres Natursinnes spricht

aus Stellen, wie: «Die Sonne erwärmte mein Innerstes, die Luft erquickte mich.» Und wenn sie an herrlichen Sommerabenden inmitten ihrer Familie und eingeladener Freunde im freien Garten sass, ihr freudeheller Blick bald an der schweigenden Blütenpracht, bald an den lachenden Kindergesichtern sich weidete, dann war das Leuchten vollsten Glückes, innigster Beseligung über ihre Züge ausgegossen und strahlte als unendliche Seelengüte, Liebe und Treue auch in die Blicke und Herzen Aller, die um sie waren. Tief im Innersten aber gedachte sie alsdann auch Derer, die solchen Glückes entbehrten, dachte auf die Hülfe für eine arme Mutter, für ein krankes Kind, und so gebar jeder ihrer Tage irgend eine gute That.

Den Ernst des Lebens und den herben Druck schwerer Schicksale, unter dem so viele edle Gemüther in dieser unvollkommenen Welt leiden, lernte sie früh aus eigener Anschauung kennen und so wurde ihre Seele von Kindheit auf zum Mitleide, der edelsten aller Tugenden, herangebildet. Die tiefe, schmerzliche Theilnahme, welche sie an dem unglücklichen Schicksale ihrer ältesten Schwester nahm, die ihr zugleich mütterliche Liebe und Fürsorge entgegenbrachte, weckte in ihr die ersten Keime der ersten Lebensauffassung, die wir in ihrem Tagebuch zu so vertieftem und geweihtem geistigen Ringen sich entwickeln sehen. Zu dieser Vertiefung und Verinnerlichung ihres Wesens, zum eifrigen Erfassen der sittlichen Lebensaufgaben und insbesondere der schönsten Bestimmung des Weibes erhielt sie dann die entscheidende und nachhaltigste Anregung und Anleitung

durch ihre Erzieherin, Frau von Schenkendorf, die im vollsten Sinne ihre geistige Mutter wurde.

Diese edle Frau war selbst durch die Schule des Lebens gegangen, und nicht bloss theoretisch vorgebildet, ehe sie das Amt einer Erzieherin übernahm. Durch den frühen Tod ihres Gatten, des tiefgemüthvollen Dichters, der 1817 im 34. Lebensjahre starb, war sie aus ihrem ehelichen Glücke und aus angenehmen, sicheren Verhältnissen jählings herausgerissen und vor die Aufgabe gestellt worden, für sich und die Kinder ihr Brod zu verdienen. Mit rüstiger Energie, aber auch mit dem vollen Gefühl der ernstesten Verantwortlichkeit übernahm sie das Amt einer Institutsvorsteherin und lag demselben viele Jahre hindurch mit der grössten Gewissenhaftigkeit und dem gesundesten Takte ob. Die Erziehung war ihr Herzenssache, nicht ein Geschäft; nicht bloss Kenntnisse, sondern Gesinnung wollte sie ihren Zöglingen einpflanzen. Sie verstand es, die Herzen der Mädchen empfänglich zu machen für alles Gute, Wahre und Schöne, vor allem aus aber, sie vorzubereiten für die Aufgaben, die ihrer im Leben warteten. Der Grundakkord ihres eigenen Wesens war ein tief religiöser, nicht ganz frei von Mystik, wohl aber von starrer Betonung des Buchstabenglaubens. Es war überall der Kern alles religiösen und sittlichen Lebens, den sie ihren Pflegekindern an's Herz legte, wie sie z. B. an ihr «Herzenskindchen Henriette» schreibt: «Fahre fort, einfach, wahr und gewissenhaft zu sein, und der Herr wird Dich segnen!» Oder ein anderes Mal: «Wenn es die liebe Jugend doch nur recht erkennen möchte, dass alles, was im Menschen

wahrhaft gut und gross und edel und liebenswerth ist, nur aus einer Quelle, aus der Liebe zu Gott kommt, und dass alles auch wieder zu dieser Quelle der ewigen Liebe zurückführt; alles, was uns Freudiges oder Schweres begegnet.» — Mit ihrer Frömmigkeit verband sich aber ein gesunder Sinn für edle Lebensfreude, für Musik, Spiel und Tanz und besonders für Naturgenuss. Es war absolut nichts von Pedanterie und Prüderie in ihr; ihre Briefe athmen überall eine feine Verschmelzung von Ernst und Humor, von Ermahnung und Liebkosung. In vorgerückteren Jahren, als sie je länger, je mehr den Druck des Amtes auf die abnehmenden Kräfte empfindet und das Gefühl der Verantwortlichkeit sich zur Angst steigert, wirft diese Gedrücktheit ihre wehmüthigen, ja oft schwermüthigen Schatten über ihre früher so lichten Briefe, und diese spiegeln sich dann ebenso aufrichtig in den Tagebuchblättern ihres geistigen Pflegekindes, wie die fröhlichen Anregungen. — Am einlässlichsten werden ihre Briefe an das in die Heimat zurückgekehrte Pflegekind, als an dieses die wichtigste Frage des Frauenlebens herantritt. Aus tiefer Erfahrung und Beobachtung des Lebens, in inniger Fürsorge entwickelt sie ihre Ansichten über das eheliche Leben: «Auf die Frage, ob es nicht besser sei, unverehelicht zu bleiben? möchte ich schlichtweg mit **N e i n** — nach meiner Ansicht und meinen Erfahrungen — antworten. Es gibt vielleicht einige Ausnahmen, wo der ledige Stand anzuempfehlen wäre, d. h. wenn eine besondere höhere Berufung uns dazu auffordert, uns gewissen Pflichten, die keine solche Verbindung erlauben, ganz hinzugeben,

Im Ganzen halte ich aber den Ehestand für eine Schule, in welcher unser Geschlecht erst zur Vollendung seiner innern Ausbildung gelangen kann. Ja, die Hingebung und Unterwerfung des Willens an ein geliebtes und geachtetes Wesen, die liebende Sorgfalt, womit die Frau ihren Haushalt ordnet, die Treue und Gewissenhaftigkeit, mit der sie auch die kleinsten Pflichten erfüllt, werden ihr späterhin auch die grössern, welche oft recht schwere Opfer der Selbstverleugnung fordern, leichter machen; aber alles Schwere, was das häusliche, eheliche Leben von uns fordert, dient zu unserer Veredelung und zu unserer Bildung für ein höheres Leben. Wenn der ehelose Stand für unser Geschlecht in mancher Beziehung bequemer ist, wenn er gleich manchen Genuss mehr erlaubt, auf den eine gewissenhafte Mutter, und eine Gattin, die sich nach der Neigung ihres Mannes richtet, Verzicht thun muss, so dürfte das doch kein Grund sein, der hinreichend wäre, um auf die unserem Geschlecht angewiesene Bestimmung Verzicht zu thun. — Prüfe dich also nun, meine geliebte Henriette, ob Du zu solchem liebreichen, wohlthätigen Wirken Dich bestimmt glaubst, und darin Dein Glück oder Deine Zufriedenheit zu finden hoffst, — und ob später nicht vielleicht ein Augenblick kommen könnte, wo Du es bereuen würdest, dass Du die Hand des einen und andern braven Mannes ausgeschlagen, der Dir für Deine späteren Jahre ein treuer, schützender, fürsorgender Freund geworden wäre. — In der Jugend stehen unserem Herzen Viele nahe, aber es kommt eine Zeit, wo man sich nach innigeren, festen Banden sehnt.» — Bezüglich

der Wahl des Gatten nun gibt sie ihr den tiefwollenden Rath, sich nicht bloss von Sinneseindrücken und Phantasieidealen leiten zu lassen, sondern von der gesunden Harmonie klaren Verstandes und wohlwollend hingebenden Gemüthes: «Wäre es ein Mann, der recht achtungs- und ehrenwerthe Eigenschaften besässe, mit einem Charakter, von dem sich voraus beurtheilen liesse, dass er eine Frau nicht unglücklich machen würde, so sollte wenigstens das kein Hinderniss sein, wenn die jugendliche Phantasie vielleicht das Ideal nicht in ihm erblickt, was sie sich von ihrem einstigen Lebensgefährten geschaffen hat, und was in der Wirklichkeit für die Dauer doch schwerlich erreicht wird, wogegen eine Ehe, welche von jeder Seite ohne Widerwillen, auf gegenseitige Achtung und Werthschätzung gegründet ist, die Personen allmählig gewiss immer inniger in Vertrauen und gegenseitiger treuer Anhänglichkeit zu ihrem gemeinsamen schönen Beruf und Bestimmung verbindet.» — Als dann der Werber erscheint, dem gegenüber Henriette keine Frage und keine Rathlosigkeit mehr kennt, da wünscht sie ihr doppelt und dreifach Glück und Segen. Im Verlauf sendet sie dann der Beseligten vorsorglichen Sinnes, gleichsam als theures Angebinde, ihre feinen Winke und Aufschlüsse über den Ernst der Ehe und die Pflichten der Hausfrau und ein kluges Hausrezeptchen über das Geheimniss, das Glück der Ehe ungetrübt zu erhalten: «Wohl dem, der seine Freuden, seinen Genuss im häuslichen Kreise findet. Dieser ist ihm die kleine Welt, in welcher ihm

die reinsten und reichsten Gaben des Genusses blühen. Doch bleibt es immer die Aufgabe der Hausfrau, dass sie dem Manne, wenn er von seinen Geschäften ermüdet heimkehrt, alles Störende zu entfernen sucht, und ihm durch die Stunden des Beisammenseins eine freundliche Gesellschaft ist, auch für kleine Erheiterungen besorgt ist. Ich kenne so manches Familienglück, welches dadurch gestört wurde, dass die Frau den Mann immer mit allen häuslichen Unannehmlichkeiten begrüßte, sobald er das Haus betrat, und ihre üble Laune nicht zu bezwingen wusste.» Und so folgen späterhin dann die treuen Belehrungen und Rathschläge über die Pflichten der Mutter und Erzieherin.

Sie sind alle in fruchtbaren Boden gefallen, die treuen, klugen Rathschläge, wie die tiefinnerlichen Anregungen der «geistigen Mutter.» Jene haben das Pflegekind zu einer tüchtigen Hausfrau und Mutter gemacht, diese haben sich in ihm zu einem reichen, selbständigen inneren Leben fortentwickelt. Von diesem ihrem inneren Leben hat Henriette von Muralt einen schlichten, unverfälschten Spiegel hinterlassen, — ihr Tagebuch: «zur Erinnerung an entschwundene Stunden, hauptsächlich aber zur Selbsterkenntnis» aufgezeichnet. Wie sie bis dicht vor ihrer Sterbestunde mit grösster Gewissenhaftigkeit das Einnahme- und Ausgabebuch ihres Hauswesens führte, so auch in aller Stille ein Buch über den inneren Haushalt ihres geistigen und Gemüthslebens, wo sie schlicht und ächt alles aufzeichnete, was für ihr liebendes Gattin- und Mutterherz Ereigniss war: ihr ganzes bräutliches und eheliches Liebesleben, dann die



Geburten, Tauf-, Konfirmations- und Vermählungstage ihrer Kinder und Enkel, die Tage, da die Söhne in die Fremde zogen und wiederkehrten, und was immer der Wechsellauf des Schicksals in der reich sich verzweigenden Familie mitbrachte; aber auch ihre geistigen Strebungen und Kämpfe, und den heiligen Herzensschatz ihrer sittlichen und religiösen Erkenntniß und geistigen Güter. Alles in tiefer Verborgenheit und Verschwiegenheit, so lange sie lebte, aber als ihr «Brief» dem Gatten, den Kindern und Enkeln zum theuren Vermächtniß bestimmt in der edelbescheidenen, stillbeglückten Gewissheit, in diesem ihrem lautern und geistigen Bilde bei Kindern und Enkeln fortzuleben und geistweise Gutes zu wirken, wie sie es wirkte, so lange es Tag für sie war. — Es ist uns eine theure Pflicht, die Aphorismen ihres Tagebuches, soweit sie für alle Kinder und Enkel gemeingültiger Natur sind, und ihr das Bild der verehrten und verklärten Mutter und Grossmutter nach ihrem eigenen Entwurfe übermitteln, in unveränderten, reinbewahrten Zügen wiederzugeben, nur durch verbindende Fäden, die streng dem Gedankenkreis der Verewigten selber entnommen und uns aus vieljährigem Verkehr und Austausch mit ihr bekannt geworden sind, zu einem zusammenhängenden Gesamtbild ihres Fühlens und Denkens abgerundet.

Den Mittelpunkt ihres ganzen Lebens, so inneren als äusseren, bildet die Vereinigung der Gottergebenheit und der Gattenliebe. Das Bewusstsein, von dem Gatten geliebt zu sein und ihn wieder zu lieben, ist ihr innerstes, höchstes Lebensglück, das als Dankbarkeit gegen Gott, der ihr dieses Glück verliehen, in das religiöse Gefühl der Gottseligkeit zurückströmt. Immer und immer wiederholen sich durch die vielen Jahre hin die Stellen des Tagebuches, die dieses innigst verschmolzene Doppelgefühl schlicht und mächtig aussprechen.

So schreibt sie im November 1835:

«Ich bin in meinem Gott vergnügt. Deine Liebe (in Apostrophe an den Gatten) ist nebst Gott mein höchstes Glück und schönster Gewinn.» — Ebenso 1839: «Die höchste Stufe irdischen Glückes, das reinste häusliche Glück habe ich durch Gottes Güte erreicht. — Mein ganzes Sein ist seit meiner Verheirathung ein irdisches Paradies, nur darum irdisch, weil Sünde und Fehler es noch trüben.»

Und in der liebeseligen Demuth ihres Herzens dankt sie dem Gatten für die Geduld, womit er ihre Fehler trage und spricht so den innersten Kern, die sittliche Weihe der wahren ehelichen Gemeinschaft aus, die in liebevollem Ertragen der beiderseitigen Schwächen nicht minder liegt, wie im innig verbundenen sittlichen Ringen.

Aber wie von aller ächten Liebe, so gilt auch von der ihrigen das Wort, dass sie: «freudvoll und leidvoll, gedankenvoll ist; himmelhoch jauchzend,

zum Tode betrübt.» Da äussert die Liebe sich als Sorge: «Oft ist es mir entsetzlich bange, Du könntest, mein Theuerster, vor mir abgerufen werden.» Diese Sorge strömt alsdann in die innigste Bitte an den Gatten und Vater aus: «Schone Deine Gesundheit. Wie wichtig ist Dein Leben für die lieben Kinder. Darum übernehm auch nicht zu viel öffentliche Geschäfte.»

Es kommen die Tage der Trübsal über sie und werfen auf ihre Seele die schweren Schatten der Bangigkeit und des Leides. Da wird ihr «Gemüth sehr ernst, das Leben wird ihr schwer um der drei Engelehen willen,» die von ihr abgeschieden, zu denen die mütterliche Seele sich hinübersehnt; aber auch «sterben würde ihr schwer um des Gatten, um der überlebenden Kinder willen.» — Wie alle tiefen und ernsten Menschen macht sie sich mit dem Gedanken des Todes vertraut, zumal unter dem Druck körperlicher Leiden. Er hat zwar an und für sich keine Schrecken für sie; er ist für sie der Erlöser aus der Unvollkommenheit des Erdenlebens; aber das liebeselige Gattin- und Mutterherz erzittert doch zugleich im Innersten davor, aus dem Kreise der Lieben gerissen zu werden. An ihrem 31. Geburtstag meint sie, da sie die Hälfte des durchschnittlichen Lebensalters bereits überschritten, sei vielleicht ihr Ende bald nahe. «Dieser Gedanke macht mich traurig. Mein Leonhard, meine Kinder, mein mangelhaftes Herz!»

Doch die Liebe weckt neu in ihr die Flügelkraft des gesunden Lebensmuthes. Sich selbst verläugnend, schwingt sich die Liebe zum Leben als unendlich treue Hingabe an Gatten und Kinder,

als Seligkeit des Familiensinns, als Doppelbewusstsein der Selbstbeglückung durch die Beglückung der Andern, wie ein Phönix in ihrem Gemüth neu empor. So äussert sie ihre Hoffnung auf ein noch langes Verweilen im Kreise der Ihrigen dem Geber alles Guten «nicht mehr als Wünsche, nur noch als Beweis ihrer Liebe und Dankbarkeit.» Und nun erwacht auch wieder die volle Fröhlichkeit in ihr, die gesunde Gabe zu geniessen, was das Leben Gutes und Schönes bietet. Familienglück, Freude an der schönen Natur, edle Heimatsliebe und Fröhlichkeit in Gott quillt in innigster Verschmelzung und Heiterkeit aus einer Stelle, wo sie einen Tag verzeichnet, den sie mit ihren Lieben im Anschauen der blühenden Frühlingswelt verlebte: «Heute fuhren Leonhard und ich mit den Kindern um den See. Der Himmel begünstigte uns. Ich fühlte, wie Gott mich beglückt als Gattin und Mutter; ich fühlte im höchsten Grade den Segen, in einem so schönen Lande zu leben. Es war ein Tag des reinsten Genusses, ohne Störung, wie ich seit Jahren keinen erlebt. Gott sei's gedankt!» (16. Mai 1840).

Aber die Liebe zum Gatten ist in ihr nicht nur ein seliger Trieb des Gemüthes, nicht nur die Beglücktheit durch ein anmuthiges Zusammensein, in treuer Sorge wie in fröhlichem Geniessen; die Liebe ist ihr auch ein hohes sittliches Gut. Sie ist das mit innerster Genugthuung und sittlicher Erhebung beglückte Bewusstsein, im Gatten die ächte Mannesart, die edle Mannestugend gefunden und erkannt zu haben, liebend und verehrend umschlungen zu halten. Und kennzeichnend ist

zugleich, dass gerade aus diesem Bewusstsein heraus in ihr — der so Bescheidenen — das Selbstgefühl erwacht, des würdigsten Mannes würdige Gattin zu sein, und die selige Gewissheit, dass hier Mann und Weib sich zu einer jener Ehen zusammengefunden, «die im Himmel geschlossen werden,» auf denen Gottes Auge mit Wohlgefallen ruht, und aus denen Segen strömt über Eltern, Kinder und Kindeskinde bis in's dritte und vierte Geschlecht. Das ist die tiefstinnerliche Liebe, die Weihe der ehelichen Gemeinschaft. So spricht sie denn, ohne künstliche Reflexion, ohne einen Anflug von eitler Selbstgefälligkeit, aus der reinen Erfahrung ihres ehelichen Lebens und Glückes heraus ein Treffwort vom Unterschied der ächten Mannes- und Weibesnatur, von der Ergänzung im ehelichen Bunde:

«Schlüssel und Siegel des Mannes zu seinen Handlungen sind: Beharrlichkeit, Muth, Kraft, Entschlossenheit; diejenigen des Weibes: Milde, Schonung, Zartgefühl, Mitleid. Beide sollen von Gottvertrauen und Menschenliebe beseelt sein, und diese sollen sich nicht von einander trennen.»

Das seligste Erglühen der Frauenseele, welche den Mann gefunden und sich zu eigen gewonnen, von dem sie sich verstanden weiss, welcher der Liebe des edelsten Weibes würdig ist, jauchzt auf in dem schlichten Wort an den Gatten: «Du forderst nur den Schmuck des Weibes: ein frommes, treues Herz!»

Und so selbstlos ist diese Liebe, so voll und rein sich entäussernd, verläugnend und aufopfernd in Hingabe und Vorsorge, dass die Gattin den Gatten,

falls ein rauhes Schicksal sie frühzeitig von ihm abriefe, bittet, sich eine neue Gefährtin zu suchen, damit er und die Kinder der hausmütterlichen Liebe nicht entbehren: «Suche eine neue Mutter, sie ist nöthig Dir und Deinen Kindern.» — Als höchste Gnade vor Gott, um die aber ihre Seele nur im tiefsten Geheimniss betet, würde sie es freilich erachten, des Gatten einzige Gattin zu sein, zu bleiben, bis er ihr die altersmüden Augen zudrückt.»

In die Liebe zum Gatten, die das Centrum ihres zur Selbständigkeit erwachten Frauenlebens ausmacht, in diesen mächtigen Ring sind auch ihre übrigen, sowohl älteren als späteren Familiengefühle eingespannt: die Liebe zum Vater und den Schwestern, die Anhänglichkeit und Verehrung für den Schwiegervater, wie die immer weiter und reicher sich entfaltende Liebe zu den Kindern. Ihr eigenes kindliches und geschwisterliches Liebesleben hat seinen neuen Anker in der Tiefe ihres ehelichen Glückes geworfen. Mit den zartesten Fasern ihres Gemüthes, mit den Erinnerungen an ihr Kinderleben, an Eltern und Grosseltern, auch mit ihrem lebendigen Natursinn hängt sie an ihrem schönen elterlichen Wohnsitz und ist dem Gatten unendlich dankbar für die Liebesthat, dass er denselben für den jungen Haushalt erworben hat, womit sich aber wieder die treue Fürsorge und Selbstverläugnung verbindet: «Der Besitz unseres Hauses macht mich unendlich glücklich; ich anerkenne dankbar die grossen Opfer. Ich hoffe, Du werdest darin ein schönes Alter erreichen und das Haus unseres gemeinschaftlichen Grossvaters den Kindern nachlassen. Sollten Umstände eintreffen, die

es nicht mehr gestatten würden, ein so theures Haus zu besitzen, so darf die Anhänglichkeit, die ich dafür hege, kein Grund sein, um es länger zum Schaden der Kinder zu behalten.» (1843).

Als die Tage der Altersschwäche über den lieben Vater kommen, als ihr die schmerzliche Prüfung auferlegt ist, sein geistiges Hinwelken mitansehen zu müssen, da findet sie neben der Geduld, die sie sich von Gott erbittet, wieder ihren besten Trost und Halt an dem Gatten. Und die ganze reine, treue Kindesliebe spricht sich aus in den Worten, womit sie am 18. Februar 1844 des Vaters Tod aufzeichnet: «Mein Vater ist nicht mehr. Dank, o Gott, dass du ihm seine schweren Leiden abgenommen, seinen gedrückten Geist befreit hast. Aber ach, ein Band ist zerrissen, das mir viel Segen und Gutes brachte.» — Auch der lieben Schwestern Wesen und Leben ist ihr tief in's eigene verwoben. In jenen öfters wiederkehrenden Tagen, da sie von Todesahnungen geängstigt ist, umschliesst ihre Sorge und ihr segnender Wunsch auch die Schwestern, und löst und beruhigt sich nur in der Zuversicht, dass sie allzeit treuen Rath und kräftige Hülfe bei dem Schwager finden werden: «Meine Schwestern empfehle ich Dir nochmals, besonders den Gemüthszustand der lieben Regula.» — Mit ihrem Schwiegervater und Oheim verknüpfte sie eine tiefinnere Gemeinschaft der Lebensauffassung, die sich noch in den Abschiedsworten des Sterbenden aussprach: «Heute nahm Papa Muralt Abschied von uns. Er sprach die Ueberzeugung aus, dass unsere Ehe im Himmel geschlossen, und ermahnte uns, in den Zeiten

des Unglaubens am Glauben festzuhalten. Nur durch christliche Erziehung werde das irdische und himmlische Wohl erlangt. — Täglich harrete er auf Gottes Ruf.»

Auf's allerinnigste aber strömt naturgemäss mit der Gattenliebe die Mutterliebe zusammen. Und diese äussert sich zugleich in einem ernsten und strengen Erfassen der elterlichen Pflicht der Erziehung. Da ist nicht nur jene gefühlsschwelgende Liebe zu den Kindern, die sich bloss selbst geniesst oder gar eitel selbst bespiegelt im süssen Getändel des Mutterglücks, die bloss den süssen Schaum abschöpft von jenem ungemainen Reiz, womit die anmuthige Holdseligkeit und Drolligkeit der Kinderwelt uns bezaubert und selber wieder zu Kindern, (oft leider auch halb kindisch) macht; da ist die wahrhaft fromme Liebe, die für den Segen, der uns in Kindern geschenkt wird, sich Gott dankbar erweist durch das allzeit rege Bewusstsein der hohen Verantwortlichkeit. Da ist jene vorschauende und vorsorgende Liebe, die des Kindes Zukunft im Auge behält, und zwar nicht nur ein vorgeglättetes, äusseres Fortkommen desselben, sondern sein wahres Wohl, seine leibliche und seelische Gesundheit, Tüchtigkeit und Bravheit. Da ist jener gesunde Muttersinn und Mutterverstand, der einsieht, dass durch tapfere Zucht allein des Menschen beste Kräfte und Güter und seine künftige Selbständigkeit eingepflanzt und grossgezogen werden.

Und hierin ist sie sich nun der innersten Uebereinstimmung und Mitwirkung des Gatten freudig bewusst. Die Kinder sind ihrer Beider theuer gemeinsames Gut



und höchster Schatz; die Erziehung derselben ist ihnen beiden eine wichtigste Herzensangelegenheit. So bestimmt sie denn in jenen wiederkehrenden Stunden, wo sie sich auf den Tod vorbereitet hält, dem Gatten ihren «Brief», «und die Kinder als heiligstes Vermächtniss»: «Was mein ist, ist auch Dein. Schmücke sie aus mit allem, was edel ist.» Ein beseligender Trost ist ihr in jenen gedrückten Stunden das Bewusstsein, im liebenden Andenken des Gatten und der Kinder fortzuleben: «Wenn Du in heitern Stunden meiner gedenkst, erzähle ihnen von mir, so lange Du es freudig thun kannst, damit sie gerne an ihre Mutter denken und nicht mit Traurigkeit erfüllt werden. Lass die Kinder bei einander, bei ihrem Vater, da sind sie am besten versorgt. Gott gebe, das man eine tüchtige Frau finde, die die Kinder besorge.» — So lange es ihr aber vergönnt ist, im Leben thätig zu wirken, ist die Erziehung der Kinder ihr der höchste Beruf und die ernsteste Pflicht. Aber die Gedanken an die Schwierigkeiten, die das Leben mit seinen Verlockungen oft der wohlmeinendsten mütterlichen Führung entgegenwirft, legen sich zuweilen mit Zentnerschwere auf ihre Seele:

«Wie drückt mich die böse Welt und das Gefühl der Unfähigkeit, darin meine Kinder zu erziehen. Ach, Gott! wie wird das enden! Ich habe noch lange nicht genug Aufopferung des Willens.»

Mit mütterlichem Instinkt fühlte sie heraus, welche Gefahren das moderne Schulleben in sich birgt, und zwar

zu einer Zeit, wo die Sache noch nicht so sehr schlimm stand, wie in unsern Tagen:

«Die Erziehung der Kinder bekümmert mich unendlich; ach, es ist bei ihnen soviel Gemüthliches untergegangen in dem Gewirre der bisherigen Schule, dass ich alles Mögliche thue, um etwas anderes für sie zu finden.»

Sie erkennt es sehr wohl, dass in den Schulen die Unterrichtung zu sehr über die Erziehung, die Bildung des Intellectes zu sehr über die des Willens, der Gesinnung, des Charakters vorwiegt, und dass in letzterer doch der Schwerpunkt liegt: «Was ist alles Wissen, wenn sich das Böse in das Herz schleicht, und es beengt.»

Aber hat Mutterliebe nicht Adlermuth? Die zaghaften Stimmungen weichen wieder zuversichtlichen. Sie bittet Gott um Geduld, worin sie ein Zaubermittel der Erziehung erkennt; sie wird mit Freudigkeit und Begeisterung erfüllt durch die Rede Hottinger's an Pestalozzi's Gedächtnissfeier, in der «er den Eltern so ernstlich die Erziehung der Kinder an's Herz legt» und sie geht wieder frisch und froh an die Aufgabe, im Vertrauen, dass Gott es allen Redlichen gelingen lasse. Den Kern der Gemüths- und Charakterbildung aber sieht sie in der Weckung des religiösen Sinnes. «Sorge, dass die Kinder zu Gott und ihrem Heiland hingeführt werden», bittet sie den Gatten. Das Wesen der Religion liegt ihr nicht im Buchstaben-glauben, darum verwirft sie ebenso klar und bestimmt

die dogmatisch-starre religiöse Abrichtung, wie anderseits das vorzeitige Rationalisiren:

« Nie werde ich ein Kind zwingen, gerade das zu glauben, was ich für das Beste halte. Aber ich bitte Dich: Lass die Kinder bei einem wahrhaft christlichen Lehrer unterrichten, der ihnen die christliche Lehre rein vortrage, ohne in die unverwöhnten Herzen geheime Zweifel zu legen. Sind sie einmal erwachsen, so mögen sie sich mit Gottes Hülfe selbst das Beste wählen ».

Eine besondere Art Bangigkeit wird zeitweise in ihr erregt durch das Anwachsen der Familie. Bei ihrer Bescheidenheit, worin sie sich immer weniger zutraut, als sie thatsächlich leistet, erscheint ihr die Aufgabe zu schwierig, « so viele zu erziehen », und ihrer vordenklichen Natur konnten die vielen Wechselfälle des Schicksals, denen eine zahlreiche Familie besonders ausgesetzt ist, zum Voraus nicht verborgen sein. Aber auch über diese Sorge der Liebe hebt sie der reine Muth der Liebe hinaus, ihr werden die Sorgen selber zu einem inneren Gut, das sie nicht für die äussere Bequemlichkeit hingeben möchte. Auch hat sie es beobachtet, « wie viel inneren Kummer eine kinderlose Ehe mit sich führt ». Eine grosse Haushaltung in guten Verhältnissen ist also kein Uebel:

« Wer je aus dem Munde eines kinderlosen Gatten das Bedauern darüber gehört und mitempfunden hat, wird sich hüten, vor einer Kinderanzahl zu erschrecken, er wird darin vielmehr eine besondere Segnung Gottes erkennen, zumal wenn man nicht mit Nahrungsorgen

zu kämpfen hat. Wie sollte ich mich der Müh- seligkeit, Viele zu erziehen, entheben wollen, um vielleicht meine Seelenruhe gegen die Körperruhe einzutauschen? Niemals!»

Und nun vertieft sich ihre Mutterliebe, ihre erzieherische Einsicht und Kraft von Kind zu Kind. Was für eine goldene Wahrheit des mütterlichen Liebeslebens spricht sich nicht in folgender schöner Stelle aus:

« Ganz anders liebt man das fünfte Kind als das erste. Jenem gab ich meine ganze Mutterliebe; bei diesem gesellt sich ein Mitleid hinzu und die öftere Frage: Was wird ihm wohl bestimmt sein? was wartet seiner? In was für Zeiten wird es hineinleben? Bei jenem freute man sich bei jeder neuen Bewegung oder kleinen Kunst über die Geschicklichkeit; bei diesem glaubt man bald eine Anlage zum Guten, bald eine zum Bösen wahrzunehmen, und immer wichtiger stellt sich mir die Erziehung vor Augen. » —

Niemand kann erziehen, der sich nicht erst selbst er- zogen hat, und wer gute Saat in die empfängliche Kinder- seele legen will, muss eigenes inneres Wachsthum besitzen. Darum bildet neben der Liebe und Sorge für die Familie die Sorge um die eigene innere Reife den zweiten Angelpunkt ihres allerinnersten, tiefgeheimen Lebens. Wir blicken hier in reines, aufrichtiges Ringen nach innerer Läuterung und Vertiefung, in einen strengen, geweihten Kampf der sittlich-religiösen Selbsterziehung und Selbstveredlung. Da ist unerbittliche Selbst- prüfung und Selbsterkenntniss ohne alle eitle Bespiegelung

und Selbstgerechtigkeit, auch ohne jenes krankhafte Schwelgen in der büssenden Selbsterniedrigung, die sich nicht genug thun kann und gerade dadurch in's Extrem des geistlichen Hochmuths überschlägt. Hier ist Erschütterung des Gemüths, jener «Orkan der Natur», wodurch wir allein geläutert und vertieft werden, zugleich aber volle Gesundheit und Schlichtheit. Und diese innerste Gesundheit zeigt sich eben darin, dass sie sich bei aller tiefen Bewegung in keinerlei krankhafte, vom Leben der Pflicht und des weiblichen Berufes abgelöste Gefühlsschwärmerei verliert. Vielmehr — wie wir ihren Familiensinn, ihre Gatten- und Mutterliebe überall von religiösem Geist und Gefühl durchathmet sahen, so mündet ihr sittlich-religiöses Ringen und Leben immer wieder in die Liebe und Sorge für Gatten und Kinder ein. Zwar aus angeborenem Trieb einer tiefgeistigen Natur und aus gottergebenem Sinn ringt sie nach der Läuterung und Vervollkommnung, zugleich aber, damit die lieben Ihrigen nicht unter ihrer Unvollkommenheit zu leiden hätten. Der Schmerz über die Schwächen der menschlichen Natur, das religiöse Reuleid, mischt sich mit der Bekümmerniss: «Ich hatte schwere Stunden, in denen ich erkannte wie vieler Fehler ich mich schuldig mache, wie ich den Kindern böses Beispiel gebe, meine Lieben durch Empfindlichkeit betrübe. Ich bitte nur um Kraft, mich zu überwinden, damit meine Liebsten nicht so viel zu ertragen haben.»

Anderseits befürchtet sie wieder, dass ihr eheliches Glück sie selbstisch machen und von der wahren Gott-

ergebenheit ablenken könnte. «Ich habe viele angstvolle Stunden im Hinblick auf mich selbst. Das hohe Glück, das ich im Besitz von meinem lieben Leonhard und den theuren Kindern empfinde, bringt mich in Gefahr, nicht mit voller Ergebenheit Gottes Willen anzunehmen.»

Ihre zarte Gewissenhaftigkeit, ihr ernstes Selbstgericht schlägt auch wohl momentweise in ein Uebermass der Strenge und Anklage gegen sich selbst aus; ihr Reuleid fluthet über den Rand, wenn es in die bange Sorge aufschreit: «Ist es gut, dass ich noch am Leben bin? Mein Leonhard, meine Kinder, ist es zu euerm Glücke?» Das ist in Stunden, wo auch körperliche Schwäche sie drückt, wo sie betet: «Lass mich schwaches Weib der körperlichen Schwäche nicht erliegen.»

Insbesondere aber ist es ihr ein Kummer, dass sie vor der Welt besser erscheine, als sie wirklich sei: «Die Menschen halten mich für gut; äusserlich erschein ich so, aber es ist so viel Böses in mir.» Sie nimmt ganz nur die Verantwortlichkeit ihrer Mängel auf sich, ein Verdienst ihrer Rechtschaffenheit und Vorzüge kennt sie nicht: «Die Menschen bedenken nicht, wie wenig es mich kostet, so zu sein; wie günstig mir die Verhältnisse sind.» Das ist doch wohl recht der Gegensatz zu unserer angeborenen Neigung, unsere Fehler aus den Verhältnissen zu erklären, unsere Vorzüge, oder auch nur erträglichen Eigenschaften uns voll und ganz als Verdienst anzurechnen.

Das sind nun nicht etwa blossе Stimmungen, Gefühlswallungen, zeitweilige trübe Einfälle; ihre Selbst-

prüfung, die Zucht, die sie ihrem eigenen Herzen an-  
thut, ist grundsätzliche Lebensweise: Sie ist zur vollen  
Erkenntniß durchgedrungen, dass aufrichtige Selbstschau  
ein Gesetz unserer inneren Lebensführung, eine Grund-  
bedingung des sittlich-religiösen Wachsens und Gedeihens  
ist, dass wir nicht zur Läuterung und Festigung unseres  
Charakters durchdringen, ohne ein wachsameres Auge auf  
uns selbst zu haben:

«Zur wahren Busse gehört wahres Erkennen  
vor Gott und sich selbst; kein Entschuldigen,  
kein Abwälzen auf Andere; dies ist der erste Schritt.  
Der Andere ist: ein demüthiges Annehmen  
dessen, was uns auferlegt ist; nicht bösen  
Menschen zuzuschreiben, was man selbst verschuldet  
hat.»

Hierin eben findet sie nun die befreiende Lösung  
und den tröstlichen Ausgang, der sie davor bewahrt, in  
selbstquälerischen Trübsinn, in jene Hypochondrie und  
Melancholie zu verfallen, die gerade den sittlichen  
Aufschwung lähmt und in einer rührseligen Zerknirschung  
sich gefällt. Sie aber erkennt es, was für ein Segen  
eines befreiten und neu aufgerichteten Lebens aus der  
wahren, gesunden und tapferen Reue hervorgeht: «Einige  
Augenblicke der Reue sind nützlicher,  
seliger als Wochen des Genusses.» Darum  
endet ihr Reuleid nicht in krankhafter Verzweiflung und  
Verachtung des Lebens, sondern im freudigen Wunsche,  
fortzuleben, um immer neu vorwärts zu streben: «Die  
Liebe zum Leben», ruft sie mitten in ihren beklom-  
menen Stunden, «halte ich bis zum letzten

Augenblicke fest, in der Hoffnung, es möchten mir einige Jahre zur Besserung beschieden sein.»

So nimmt sie es denn mit ihrem sittlichen Ringen und Streben, mit der Zucht, die sie an sich selber übt, immer ernstlicher. Wie jener Franklin, der täglich über seine Fehler und Mängel und deren Bekämpfung Buch führte, hält sie ein scharfes Auge auf ihre kleinen Schwächen gerichtet, die sie in ihres Herzens lauterster Demuth auch etwa für grösser ansieht. Es ist auch jene sittliche Erkenntniss in ihr aufgegangen, dass das Menschenherz ein wunderliches Ding ist, welches des Lebens ungemischte Freude nicht ohne innere Schädigung zu ertragen vermag, die herbe Erkenntniss: dass wir durch Leiden hindurch müssen, wenn wir wahrhaft vertieft, innerlich reich und geläutert werden sollen. Darum bittet sie: «O Gott, lege mir Leiden auf, welche Du nöthig hältst zu meinem Heile, aber sei mir gnädig, dass ich sie geduldig ertrage.» Als nun der Leiden allerschwerste, die es für ein zärtliches Mutterherz giebt, über sie kommen, als sie dreimal das bittere Weh durchzukosten hat, herrlich aufgeblühte Kinder zu verlieren, da findet der unendliche Mutter-schmerz neben dem unerschütterlichen Glauben an das jenseitige Wiedersehen seinen Trost in dem Bewusstsein, dass innere Läuterung aus der schweren Prüfung erspriesse, sowie in der unbegrenzten Hingabe an Gottes Fügung, die Alles zum Segen hindurchführt. So erfüllt sich auch ihr die Wahrheit, dass «Denen, die Gott lieben, Alles zum Besten dient»:



«Der Verlust meines lieben Jetteli erfüllte mich mit Schmerz, der mich näher zu Gott hinzog und zu meinem lieben Leonhard.» — 22. Juni 1837.

«Heute (23. März 1841) verschied unser liebes Jetteli\*), erstickend in meinen Armen, ein jammervoller Tag.»

«Möchte Dein Leiden mein Herz erschüttern, denn wohl nur zu meiner Besserung war Dein Dasein so schmerzenvoll.»

«Warum züchtigt Gott mich? Warum meinem Mutterherzen eine so schwere Bürde? Des Guten hab' ich so viel empfangen, wurde undankbar, wandte mich ab von meinem Gott, er liebte mich dennoch, darum züchtigt er mich nun, um mich wieder zu sich zu führen. Hilf mir rastlos an meinem Seelenheil arbeiten. Führe meine Kinder, die zwei reinen Engelsseelen, oft vor meine Blicke.»

4. April. «Ich vernahm, wie Petrus sich hingab dem Herrn; welche Mittel er zur Reinigung der Seele anwandte.»

28. März 1846. «Mein kräftigstes, an Geist und Körper hoffnungsvollstes Kind liegt im Grabe. Der Schmerz überwältigt mich und die Frage: ist es Prüfung oder Strafe? Möchte mich Gott an seiner Gnade nicht irre werden lassen. Ich muss nachsichtiger gegen die Schwächern sein und strenger gegen mich selbst. Das Vorbild des Engelchens wolle mich umschweben: seine Geduld im Leiden, seine Hingebung an die Eltern, die

---

\*) Ein zweites Kind gleichen Namens.

zärtliche Liebe zu den Geschwistern; das Mitgefühl für alle Menschen, der frohe, heitere Sinn, die Anmuth, mit der sie Alles that, diese Zufriedenheit — ach, wie beschämt mich diese unschuldige reine Seele, und das Herzenskind soll für mich, zu meiner Besserung so gelitten haben? Ach Gott, ich kann diesen Gedanken fast nicht ertragen. O theures Kind, bete für mich, für das Wohl des theuren Vaters und der Geschwister, gedenke der Mutter und liebe sie.»

«Herrliche Auferstehungs- oder Wiedersehenspredigt! Wir werden unsere Lieben wiedersehen, doch nicht in den gleichen Verhältnissen, wie hier auf Erden; unsere Liebe wird eine himmlische sein. Darum soll es schon hienieden meine Sorge sein, alles Sinnliche, Irdische von der Liebe zu trennen, meine Theuren zu lieben, dass ich an ewige Fortdauer unserer Verhältnisse glauben und beim Scheiden getrost hoffen kann.»

So wird auch ihr gottergebenes Verhalten im Leiden, ihre Geduld und Standhaftigkeit zu einer aus tiefer Auffassung und fester Willenskraft herausgereiften Lebensführung. Und mit vollster Klarheit weiss sie ihre Erfahrungen und Grundsätze über das Verhalten im Leiden auszusprechen:

«Hat Gott ein Leiden über uns verhängt, so hat er es wohl nicht darum so geordnet, dass wir demselben entfliehen sollen, dass wir durch Zerstreungen dasselbe vergessen sollen; und wie Viele wännen es sich selbst schuldig zu sein, bald wieder die frühere Heiterkeit zu erlangen und sich in die weltlichen Freuden zu stürzen. Lieber möchte ich hingegen die goldene Mittelstrasse

zwischen einer heidnischen Trostlosigkeit und der eben so unchristlichen Zerstreungssucht zu finden suchen. Das erste Mittel zur Erreichung jener Strasse oder zur Wiedererlangung des inneren Friedens nach einem bitteren Leiden ist ohne Zweifel das Gebet. Dann äussere Ruhe, auf einige Zeit, soweit es die Verhältnisse gestatten, ein Sichabschliessen von der Welt und von den Menschen. Diese äussere Ruhe ist nothwendig für die Gemüthsruhe. Hat man irgend ein geliebtes Wesen verloren, so wird man bald ruhig an dessen Verlust denken können, wenn man recht oft in der Stille das verfllossene Zusammenleben mit den Lieben beschaut, und sich immer mehr ihre jetzige Seligkeit denkt, hauptsächlich aber in sein eigenes Herz schaut, und da prüft, was Gott wohl mit demselben beabsichtige. »

«Es gibt Momente im Leben — Gottlob, dass sie selten sind, wo Stürme von allen Seiten auf uns toben, wo man sich fast nicht zu helfen weiss, wo man die innere und äussere Ruhe nicht zu finden weiss und den dringenden Wunsch fühlt: wenn ich doch enden könnte! Man weiss sich keinen Rath. Das Gewissen sagt: Du musst aushalten, denn das ist eine Prüfung von Gott. Doch das Chaos will sich nicht lösen. Dann suche Dich für eine Stunde ganz loszumachen von allem dem, was Dich peinigt. Denke nur an Gott; sammle Dich; bete aus dem Herzen und aus einem Buche, und Du wirst gestärkt und neugerüstet zum Kampfe sein.»

Auch dieser innere Halt gegenüber den Stössen und Wechselfällen des Lebens, auch das Bewusstsein, in Gottes starker Hand zu ruhen, will gesucht und erkämpft sein.

Und so ist denn das Ringen nach dem Gottvertrauen und die Sehnsucht nach der innersten Gemeinschaft mit Gott ihres innersten Lebens und Strebens Richtschnur, unverrückbarer Leitstern und Zielpunkt. «Die innigste Ergebenheit in Gott» ist das höchste, heiligste Lebensgut, was sie für sich und den Gatten und die Kinder ersehnt und erstrebt. So betet sie am Neujahrmorgen: «Mache mit mir, was Du willst, nur lass mich nicht in Trübsinn versinken; lehre mich immer mehr glauben, dass Alles zu meinem Besten diene und lehre mich immer in der Ergebung meine Ruhe finden. Lass mich unermüdet arbeiten, so lange es für mich Tag ist.»

Am Betttag: «Gott stärke immer mehr mein Vertrauen zu Dir und Deinem unerforschlichen Rathschlusse. Behüte meine Kinder, dass keines von ihnen verloren gehe.»

«Beten, arbeiten, auf Gottes Güte hoffen und alle übrigen Sorgen auf den Herrn werfen, denn meistens kommt ja Alles anders, als wir wollen, weil Gott unser Schicksal leitet.» Und welch ein ächtes Zeugniß für ihre wahre Religiosität ist es, dass dasselbe Band der Gottergebenheit in ihr das Gemüth zugleich zum freudigsten Erfassen «des höchsten Gebotes» der Nächstenliebe hinüberleitet, indem der Ausdruck ihrer Gottversenkung in das Gebet ausmündet: «Lass mich die Menschen lieben, wie Du es willst, das Gute bei ihnen suchen, mich nicht zum Zorn reizen lassen.»

So sehen wir sie auch auf's ernstlichste nach der Verinnerlichung der Religion ringen: «Wer

vom Aberglauben ist, der ist nicht, was er sein sollte; wer ungläubig ist, der ist gar nichts. O Gott, halte mich fern von beiden Irrwegen und hilf mir festhalten an dem wahren, von mir als wahr erkannten Glauben. Ich habe noch nicht die rechte Religion; sie muss geistiger werden, geläuterter.»

Aus der Schule des Leidens, aus dem Kampfe der Selbstläuterung, aus dem tapferen Ringen um die unvergänglichen Herzensgüter geht sie nun hervor mit der vollen Errungenschaft des unerschütterlichsten Gottvertrauens, mit jener Heiterkeit des Gemüthes, von welcher durch alle Lebensstürme hindurch Die umleuchtet sind, die dem guten Kampf nicht ausweichen, noch darin ermatteten. Schlichter und sieghafter zugleich kann sich der innere Halt, kann die Heiterkeit und Seelenruhe derer, die reines Herzens sind und denen alle Dinge zum Besten dienen, kann sich die innigste Ergebenheit und Seligkeit in Gott nicht ausströmen, als in den Worten:

«Gott hat mir eine herrliche Gabe in mein Gemüth gelegt, jeden Augenblick so zu fassen, wie Gott ihn schickt, mich über Gegenwart und Zukunft nicht zu grämen.»

«Wie gut, dass die Zukunft unenthüllt vor mir liegt und ich an Gottes Hand stehe.»

«Thue das Deine und überlass das Andere Gott.»

«Im Glauben an Gott sei mir jedes Geschäft meines Berufes ein Auftrag von ihm; jeder günstige Umstand Hülfe und Segen von ihm; jedes Vergnügen, jedes Glück Wohlthat; jeder Unfall Schickung von ihm; jeder gute,

jeder böse Mensch Werkzeug in seiner Hand.» — So schreibt sie an ihren Sohn Wilhelm am Tage, da er die medizinische Staatsprüfung bestand, ihm ihres Herzens theuerste Ueberzeugung als mütterlichen Segen auf seinen Berufsweg mitgebend.

Aus ihrem reichen innern Leben quellen und reifen ihr nun noch eine Reihe schöner Erkenntnisse, die sie — immer in ihrer stillverschwiegenen Weise — als ihren Gedankenschatz aufzeichnet. Es ist ihr eine stillbeseligende Genugthuung, dass sie «an ernsthaften, namentlich an segensreichen Erfahrungen besonders reich» sich fühlt. Eine Reihe von Aufzeichnungen über Zeit und Menschen zeugen von ihrer unbefangenen und scharfen Beobachtung. Wie alle tieferen Naturen fühlt auch sie sich oft gedrückt von «dem traurigen Zeitalter», und auch ihr bleibt es nicht erspart, die Erbärmlichkeit der Menschen kennen zu lernen. So klagt sie, dass ihr «reinstes häusliches Glück nur gestört werde durch die vielen Täuschungen, die sie durch die Verkehrtheiten anderer Menschen erfuhr.» In schwerem Ringen nur erwehrt sie sich der Menschenverachtung und lernt die nachsichtige Ausscheidung der Schwachen vor den verächtlichen Lasterhaften. Die klagende Menschenliebe, das Leid um die Verderbtheit so Vieler schreit in ihr auf: «Welche hohe Duldsamkeit bedarf es, um die Menschen nicht zu verdammen. Ich muss und will mich überwinden im Umgang mit Menschen, die mir unangenehm sind.» — Mit feinem sittlichem Takt fühlt sie es heraus, wie dicht neben dem unbeirrbaren Blick für die Verkehrtheiten

so Vieler und neben dem, jeder unverdorbenen Natur eigenen Abscheu vor dem Bösen und den Bösen die Gefahr der Selbstgerechtigkeit und des allzu raschen Richtens keimen möchte. Darum hält sie das Auge immer zugleich scharf auf sich selbst gerichtet und erkennt die Duldsamkeit als die Richtschnur im Verhalten gegen Andere, sowohl was Verschiedenheit der Meinungen, als der Gesinnung, Lebensart und Handlungsweise betrifft. Die Nächstenliebe ist ihr ein heiliges Gebot, nach dessen vollster Erfüllung sie aus tiefster Seele ringt. In jenen Tagen der schweren Schicksalsschläge, da sie Gottes erziehende Vaterhand über sich fühlt, ruft sie sich in's Gewissen: «Es ist meine heiligste Pflicht, mich gegen gewisse Abneigungen zu überwinden.» Und inbrünstig fleht sie zu Gott: «Lass mich die Menschen lieben, wie Du es willst; in Geduld ihre Schwächen tragen, das Gute bei ihnen suchen, mich nicht zum Zorne reizen lassen.»

1839 schreibt sie: «So sehr ich in den Septembertagen die bessere Meinung in meinem Herzen und mit den Worten verfocht, so missbillige ich die Unduldsamkeit. Ach, ich entdecke Spuren des von mir an Andern verhassten Sinnes. Hüte Dich, einen Menschen um seines Aberglaubens oder Unglaubens willen zu verdammen. Ich kann mich in ihm irren. Vielleicht hat er den wahren Glauben; nur äussert er sich auf andere Weise als bei mir; oder er äussert sich gar nicht mir gegenüber, weil er einer andern politischen Partei angehört als ich; auch dann hüte Dich, ihn zu verdammen. — Richten, absprechen über einen Menschen, den man nicht

genau kennt, ist unchristlich. Und wer kennt sich selbst, geschweige denn seinen Nächsten genug? Suche zuvor Dich selbst kennen zu lernen. Dort richte, in Deinem Herzen, und zwar unaufhörlich. Sei strenge gegen Dich selbst und milde gegen Deine Brüder. Lass den Geist Jesu in Dich einziehen.»

Die oberste Regel aber im Verhalten gegen Andere ist ihr: Unbefangenes Eingehen auf Andersgeartete, Duldsamkeit und Rücksichtnahme zu üben, ohne in die Verschwommenheit der sittlichen Anschauungen, in die Hintänsetzung der Grundsätze, in die Vertuschung und Verwischung alles Unterschiedes von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, in die Allerweltsnachsichtlei oder gar Liebedienerei zu gerathen, welche so oft für die wahre Weltklugheit und feine Lebensart gilt. So schreibt sie ihrem Wilhelm in jenem mütterlichen Briefe, den sie ihm beim ersten Schritt über die Schwelle des praktischen Lebens mitgiebt, als Richtschnur für seine praktische Wirksamkeit und den Umgang mit den Menschen:

«Ich glaube, ein Mann, der sich Menschenkenntniss erworben und Anderen nützlich sein will, wird auch lernen, die verschiedenen Charaktere zu begreifen, und sich mehr und minder nach ihnen zu richten, ohne den eigenen Charakter nach jeder Person zu ändern, was ja nicht möglich wäre» [ohne selber charakterlos zu werden, will sie sagen].

Auch über den richtigen gesellschaftlichen Takt, über das Benehmen gegen Höhere und



Niedere gibt sie sich Rechenschaft, wobei sie feinsinnig keine Trennung kennt zwischen gewandten Umgangsformen und adeliger Gesinnung, zwischen aufrechtem Behaupten seiner äussern Stellung und festem innerem Standpunkt, sondern beides zusammenschmelzt in dem Ausdruck: «seinen eigenen Standpunkt in der Welt recht zu erkennen,» im sicheren Bewusstsein, dass die wahre Selbständigkeit gegen Höher-, und die ächte Freundlichkeit gegen Tiefergestellte nur aus sittlicher Würde und aus reinem Wohlwollen als der wahren Vornehmheit des gebildeten Geistes und Gemüthes fließen:

«Wie schwer ist es, seinen eigenen Standpunkt in der Welt recht zu erkennen, besonders das Verhältniss zu seinen Mitmenschen; zu denen, welche über uns stehen, die wahre Ehrerbietung, ohne kriechend zu werden; zu denen, welche wir unter uns glauben, die wahre Freundlichkeit, ohne das Herablassende fühlen zu lassen.»

Eine Reihe anderer Aufzeichnungen runden sich unwillkürlich zur Form von Maximen ab, die das ächte Gepräge tieferfahrener religiöser und sittlicher Lebenswahrheit an sich tragen:

### **Andenken der Edeln:**

«Wie schmerzlich ist uns doch der Verlust guter Menschen; wie viel Liebe, wie viel Gutes entbehren wir durch ihren Hinschied; welche Lücke empfindet das Herz. Doch beim Gedanken, dass auch sie, wenn noch so gut, rein und liebevoll, dennoch von Vielen verkannt

wurden, wie mildert sich der Schmerz, da man sie nun selig, nur umgeben von reinen, gleichguten Geistern weiss. »

### **Demuth:**

« Hüte dich vor jener Demuth, welche Stolz durchblicken lässt, welche sich besser glaubt als andere, welche die von Gott gegebene Stellung verkennen zu müssen glaubt, um dadurch vor den Menschen recht demüthig zu erscheinen. O du eitler Mensch, der du mit der Demuth, der schönsten der Tugenden, zu glänzen suchst; weisst du nicht, dass du dich durch dieses Streben immer weiter von deinem Herrn entfernst? Demuth will ungesehen sein, sie sucht nie zu glänzen. »

### **Sittliches Ringen in Demuth.**

#### **I.**

« Wie viel Menschenkenntniss sammelte ich dieses Jahr. Den Stärkern will ich nachringen, die Schwächern will ich mit Geduld und Liebe tragen. Ich will ringen nach der Heiligung, aber im Stillen; nicht aufmerksam machen auf dieses Ringen. Das macht das Herz eitel und hindert an allem Guten. »

#### **II.**

« Zu Gellert's Versen :

« Der Tag ist wieder hin, auch dieser Tag des Lebens,  
Wie hab' ich ihn verbracht, verstrich er mir vergebens » —

sagt W. v. Humboldt unter anderm: « Man soll nicht bloss handeln, sondern es auch mit der Zuversicht thun, als hänge der Erfolg lediglich von einem selbst ab. » —

Auf den ersten Anblick scheint ein Widerspruch darin zu liegen, nach einem Erfolg als von uns selbst abhängig zu streben; da man doch das Bewusstsein hat, dass er in einer höheren Hand liegt. Aber die Auflösung findet sich, wenn man gerade den Eifer und die Inbrunst des Strebens mit dem demuthsvollen Gefühl der eigenen inneren Unzugänglichkeit verbindet. Indem alsdann die Anstrengung und die Demuth vereint sind, wird der Erfolg gesichert. Man soll nicht die Heiligung und den Frieden als eine Gabe erwarten, die, ohne eigenes Zuthun, Gott den Menschen in's Herz giessen sollte, und man soll auch auf der andern Seite nicht sich selbst für allein hinreichend halten, um denselben zu erlangen, weil dadurch das, was eine geistige und himmlische Gabe ist, zu einer irdischen, menschlich erringbaren herabgezogen würde.»

### **Glanzsucht.**

« Wo Glanzsucht, Gefallsucht die Triebfedern unserer Handlungen sind, da kann nichts Gutes dadurch entstehen. Muss doch ein Staat, wo die Herrscher mehr den Glanz als das Wohl desselben beabsichtigen, am Ende untergehen. Wie viel mehr wird das der Fall sein in einer Haushaltung, wo die Mutter sich zu sehr dem Aeussern hingibt. Reichen auch die Vermögensumstände für noch grössere Ausgaben, ach, jene Glanzsucht besteht nur auf Unkosten ihres Herzens, und der Erziehung ihrer Kinder, und der Liebe ihres Gatten. Also opfert sie die schönsten, reinsten Triebe dem niederen Hang zum Glanz.»

---

Das ist der « Brief » und das « Vermächtniss », das Euere Grossmutter besonders auch Euch zurückgelassen hat, Ihr Enkel, die Ihr ihres Wesens im persönlichen Umgang nicht mehr ganz und voll theilhaftig werden könntet. Es ist der Herzensschatz ihrer reichen Lebenserfahrung, der ihr selber theurer war als Silber und Gold. Köstlicheres und Segenwirkenderes hätte sie Euch nicht hinterlassen können als diese wahrhaften Anleitungen, das Geheimniss des Lebens verstehen zu lernen, wahrhaft gesund, gut und glücklich zu werden. Was sie in dem letzten goldenen Spruche ihres Tagebuches als die Summe ihres eigenen Lebens und Wesens zusammenfasst, das ist der Wahlspruch aller Derer, die nicht in den äusseren Schein und Flittertand der Welt sich verloren zu ihrer bitteren Enttäuschung, sondern zum Kern des innerlichen, gediegenen Lebens durchdrangen. Es ist aber freilich nicht ein Rezept, was sie Euch übermacht, damit Ihr mühelos in den Besitz des ächten und unvergänglichen Lebensgutes kämet, das nur durch eigenes Ringen erworben, nicht übertragen werden kann, und grossentheils eben im Ringen selber liegt. Vielmehr hat die Verklärte Euch den Spiegel ihres eigenen Ringens gerade zur Ermunterung und zum Vorbild Eures freudigen Nachstrebens zurückgelassen. Auch meinte sie es nicht so damit, als ob Ihr nur in dieser, ihrer eigensten Form und Art gut und glücklich werden könntet. Sie wusste wohl, dass Euere Lebenswege untereinander verschieden, und weit auch von dem ihrigen verschiedene würden. Sie wusste wohl, wie rasch der Schritt der neuen Zeit geht, und wie neue Zeiten neue

Formen, Ansichten und Sitten gebieterisch mit sich bringen. Aber sie wusste auch, dass ein Ewiges in allen irdischen Dingen und allem äussern Wechsel der Zeiten und Meinungen ist, und dass dieses Ewige und die Gemeinschaft mit dem Ewigen für die Menschen jeglicher Stufe, Art und Zeit in der Gesinnung und in dem Ringen nach der Herzensläuterung besteht. Darum hat sie auch, in voller Freiheit von allen dogmatischen Meinungsverschiedenheiten, jenen Kern der wahren Religiosität erfasst, der niemals etwas anderes ist, als der Kern und die Weihe jeglicher Art sittlichen Lebens und Ringens. Darum fühlte sie sich auch tief verbunden im Geist und Gemüthe mit Menschen verschiedener Bekenntnisse, wenn sie nur ehrlich und innerlich, edel, hilfreich und gut waren, wie sie selber es war.

Wenn Euch Jugendliche der tiefe Ernst ihres Vermächtnisses noch seltsam berührt, dann erinnert Ihr Euch ja — und es wird Euch allen zu den schönsten, unvergänglichen Jugenderinnerungen gehören und Euch, Nachgeborenen, die Ihr sie nicht mehr von Angesicht gekannt und den süssen Zauber ihres persönlichen Wesens nicht mehr genosset, werden es Eltern und Geschwister oft erzählen: was für ein Sonnenglanz der Fröhlichkeit über das Wesen Eurer Grossmutter ausgegossen war, wie sie es verstanden hat, den frommen Ernst im tiefen Herzen und die heitere Freundlichkeit in Blick und Angesicht zu tragen. Denn sie war allezeit eine harmonische Frau, eine volle und ganze

Natur: sicher in ächter Weiblichkeit, die immer zugleich eine tiefe und anmuthige Religiosität ist; ihrer Grenzen sich wohl bewusst, mit feinstem Takt innerhalb derselben sich tüchtig erhaltend; sich zu veredeln und zu vertiefen, stets unermüdlich; genügsam und sparsam an sich selbst, freigebig und reich gegen Andere. Ihr ganzes Leben war Liebe und unerschöpfliche Lust liebender Thätigkeit. Nachdem sie mit festem Muttersinn sechs Kinder zu selbständiger Lebensführung gross gezogen, schritt sie mit derselben sicheren Freudigkeit in den Kreis grossmütterlicher Wirksamkeit hinüber, der immer stattlicher sich ausdehnte. Kurze Zeit vor ihrem Tode stand sie an der Wiege des zwanzigsten Enkelkinds mit dem nämlichen beseligten Liebeslächeln wie an der des ersten, und empfahl ohne Bangniss dem ewigen Erhalter seine Zukunft. Und wie sie ausser den Kindern und Enkeln, deren Eltern und Verwandten, auch noch eine zahlreiche Schaar von eigenen Freunden, wie von Freunden der Kinder und Enkel liebend überschaute und sich innig verbunden hielt; wie sie im persönlichen Verkehr und ausgedehntem Briefwechsel für jede Einzelnen ein besonderes Augenmerk, eine freudige Theilnahme oder eine ernste Fürsorge hatte, so dass jede Einzelnen sich von ihr in besonderer Freundschaft beglückt fühlten — da gab sie ein leuchtendes Beispiel, welch' einen weiten Umkreis freundlichen Wirkens eine schlichte Frau zu umspannen und zu beherrschen vermag, gerade dann, wenn sie in der Sphäre weiblichen Wesens bleibt. So war sie denn eine glückselige Gattin, Hausfrau und

Mutter, eine hülfreiche Doktorsfrau, eine ächte Schweizerfrau, eine vornehme Zürcherin. Harmonisch war auch die äussere Gestalt, womit Gott sie gesegnet: Holdselig und schönheitleuchtend in jungen Jahren, stattlich und ehrwürdig im Matronenalter.

J. St.

*Julius Stiefel*

